



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I. Aus Wien.

Gerichtsordnungen; Oesterreich und Preußen. — Oesterreicher sollen nicht in's Ausland schreiben. — Wiesner's Untersuchung. — Dank. — Die Wiener Baumwollenspinner und der Pascha von Aegypten. — Schmuggel.

Es war unlängst in diesen Blättern von der Nothwendigkeit einer neuen Criminalgerichtsordnung in Oesterreich die Rede. Ihr Herr Correspondent hätte eben so gut von der allgemeinen Gerichtsordnung sprechen können, deren Nothwendigkeit eben so dringend ist; auch ist dieses längst von dem Staate anerkannt worden, und doch ist noch Nichts dafür geschehen! Zur Zeit meiner eigenen Studien, im Jahre 1831, sagte uns der damalige Professor, Regierungsrath Wagner seligen Andenkens: Mit der Gerichtsordnung will ich Sie dieses Jahr nicht sehr plagen, meine Herren, da die neue Gerichtsordnung in kurzer Zeit erscheinen wird. — Seitdem sind vierzehn Jahre verflossen — eine sehr kurze Zeit! — aber die Erscheinung hat sich noch nicht sehen lassen. Das Merkwürdigste ist, daß es in unserem Staate zwei Gerichtsordnungen gibt; die alten Provinzen: Oesterreich, Böhmen, Steiermark, Tirol u. s. w. haben noch den alten Schlandrian, während die neuen: Galizien, das lombardisch-venetianische Königreich zc. eine unter dem Namen westgalizische, viel bessere Gerichtsordnung haben. Es ist hier also gewissermaßen ein ähnlicher Fall, wie in Preußen, wo die neuen Provinzen am Rhein eine andere und bessere Criminalgesetzgebung haben, als die alten. Allein in Preußen ist dieser Mangel an Einheit durch ein gewichtiges Princip begründet. Die Regierung hält nun einmal — ob mit Recht oder mit Unrecht — Geschwornengerichte für unzweckmäßig, sie will sie in den alten Provinzen nicht einführen und kann sie in den neuen nicht aufheben. Anders ist es mit unserer zwiespältigen Gerichtsord-

nung. Die Regierung kann die Einheit herstellen und will es auch, und doch gelangt sie nicht dazu. Der Schlendrian, diese große Erbkrankheit, liegt uns zu sehr im Blute. Man flickt und flickt, erläßt unzählige supplementirende Instruktionen und bedeckt den Rock mit tausend kleinen Fäden, während es doch weit weniger mühselig wäre, einen neuen Rock zu machen. Wie soll Harmonie unter den verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs herrschen, wenn die Regierung, selbst bei so kleinen ungefährlichen Dingen, es unterläßt, sie herzustellen?

Mit den Censurgesetzen verhält es sich eben so. Diese Frage hat in letzterer Zeit den Fortschritt gemacht, daß selbst die Censurämter zur Einsicht gekommen sind, wie man mit den gegenwärtigen Normen nicht mehr fortgehen könne. Das Gesetz, welches österreichischen Schriftstellern verbietet, in's Ausland zu schreiben, ist nicht mehr aufrecht zu halten; nicht blos vom Standpunkt des Princips, sondern es ist administrativ unmöglich, seitdem der Staat selbst Eisenbahnen gebaut hat, um die Communication mit dem Ausland zu befördern, seit tausend Wege offen stehen, um Manuscripte nach Leipzig und Hamburg zu senden; wie will man diese Sendungen überwachen? Wird diese Dünmacht nicht zu einer Aenderung veranlassen? Fordert es nicht die Würde des Staates, ein Gesetz, über dessen Befolgung er nicht wachen kann, abzuschaffen? Aber das wäre eine radicale Maßregel, und so lassen wir's lieber durch dick und dünn gehen, um nur Nichts zu ändern.

Wiesner's Untersuchung hat bisher keine weiteren Folgen gehabt. Man hatte ihn rufen lassen und ihn in aller Höflichkeit gefragt, was ihn zur Herausgabe seines Buches bewogen habe, worauf Wiesner eben so ernst als ruhig antwortete: Der Drang nach Wahrheit und die Besorgniß, die falschen Daten und Meinungen des Herrn Tengoborski könnten dem Staate schaden. — Glaubten Sie, daß das Buch die österreichische Censur passiren würde? — Ich zweifelte nicht daran, da es im patriotischen Interesse geschrieben ist. — Und warum unterbreiteten Sie selbes nicht der Censur? — Weil die Widerlegung dringend war und der Censurweg sie Monate lang hinausgeschoben hätte. — Diese Antworten wurden zu Protocoll genommen. Seitdem ist bereits eine zweite Broschüre von Wiesner erschienen, gleichfalls bei Wigand. Auch Rank befindet sich seit mehreren Tagen wieder hier und lebt unangefochten seinen neuen Productionen. Man fühlt es, daß es unflug wäre, achtbare und im höheren (wenn auch nicht im polizeilichen) Sinne patriotische Schriftsteller zu verfolgen oder gar zu strafen. Die öffentliche Meinung ist zu sehr auf der Seite der Letzteren, und die heimliche Meinung der Censoren selbst reiht sich an jene öffentliche. Aber dieses laut auszusprechen, einen entschiedenen Schritt vorwärts zu thun und die innere bessere Ansicht als Gesetz zu proclamiren, dazu fehlt der Entschluß.

Da Weber und Spinner in letzterer Zeit ein stehender Artikel in Grenzboten 1844. II.

der deutschen Presse geworden sind, so will ich hier eines interessanten Factums in der hiesigen Baumwollen-Industrie erwähnen. Die Wiener Baumwollen-Spinnereien, welche mit denen in der Banlieu an fünfundfünfzigtausend Ballen jährlich verarbeiten, waren durch viele Jahre Pasallen des Paschas von Aegypten. Diese Spinnereien bezogen bisher lauter sogenannte Mako, d. h. ägyptische Wolle, da sie ihnen sowohl durch die nähere Lage über Triest, als durch das kräftigere Haar vortheilhafter als die amerikanische Baumwolle war. Aber der Pascha, der bekanntlich das Monopol der Baumwolle in Aegypten hat, stellte jährlich höhere Preise und ließ doch zu gleicher Zeit die Baumwoll-Pflanzungen vernachlässigen, so daß die Wolle an Qualität immer mehr und mehr verlor. Die Folge war, daß die Wiener Spinnfabriken der amerikanischen Wolle sich zuwendeten und in diesem Augenblicke vier Fünftel Georgia, New-Orleans &c. hier verarbeitet werden, indessen nur ein Fünftel Mako noch verwendet wird. Die ägyptische Baumwolle ist natürlich dadurch sehr gefallen, und der Pascha hat bereits die zweite Ernte absetzlos in seinen Lagern liegen, zumal im vorigen Jahre die amerikanische Ernte so beispiellos reich ausgefallen ist. Die österreichischen Spinnereien, die noch vor wenigen Jahren ein Schwindelgeschäft trieben, da sie trotz der hohen Zölle mit dem Auslande nicht concurriren konnten, haben in letzterer Zeit an Solidität und Ausdehnung sehr gewonnen. Das neue Zollgesetz, welches den Zoll auf Garne von fünfzehn Gulden auf zwölf ein halb und vom Februar 1845 auf zehn Gulden herabsetzte, bringt der einheimischen Garnindustrie statt eine gefährliche Concurrenz, wie man zu befürchten glaubte, neues Leben und bereits erprobte Vortheile. Die Schmuggler-Unternehmungen, welche in Böhmen auf einem sehr großen Fuß eingerichtet waren, stellten zur Zeit der hohen Zölle den geschmuggelten Centner Garn um die Hälfte wohlfeiler, als den verzollten. Bei dem großen Absatz, den der Schmuggel dadurch fand, ventürten sich seine gefahrvollen Unternehmungen, jetzt aber, wo er kaum um ein Viertel wohlfeiler, als die gesetzmäßig eingeführte Waare, seine geschmuggelte liefern kann, ist die Gefahr zu wenig lohnend, und der Fabrikant wendet sich daher lieber dem gefahrlosen Wege zu. Nun erst steht die Wiener Garnspinnerei in einem gewissen Niveau mit der ausländischen; mit dieser kann sie theilweise concurriren, mit dem Schmuggel konnte sie es nie, doch spricht sich die Meinung der Sachverständigen dahin aus, daß der Zollsatz von zehn Gulden per Centner immer noch zu hoch ist, um den Schmuggel radical zu vernichten. Man braucht bloß die Geschichte unserer Garnspinnereien zu beobachten, und man wird finden: je niedriger die Zölle sanken, desto mehr Ausdehnung und Absatz fand die einheimische Industrie.

† †

II.

Aus Berlin.

1.

Zchluss der Kunstausstellung. — Lessing, Zeit und ihre Ahnen. — Krüger in St. Petersburg; russische Noblesse. — Preis eines Gemäldes. — Karl Beck's Gedichte. — Englische, italienische und spanische Gesellschaft. — Der Verein zum Wohl der arbeitenden Classen.

Die Kunstausstellung wird heute geschlossen, nachdem sie zwei Monate lang ohne große Theilnahme von Seiten des Publicums geöffnet war. Erst in den letzten Tagen steigerte sich dieselbe einigermaßen, doch soll im Ganzen der Ertrag der Ausstellung — bei einem Eintrittsgelde von fünf Silbergroschen — diesmal 4—5000 Thaler weniger betragen, als in früheren Jahren. Es liefert dies einen neuen Beweis von der großen Sparsamkeit unseres Publicums, das der Kunstausstellung entzog, was es der Gewerbeausstellung zugewandt hatte. Unter den zuletzt noch auf die Erstere gekommenen Bildern zeichnete sich besonders ein historisches Gemälde von Lessing aus: Kaiser Heinrich V., über den der Kirchenbann ausgesprochen, wird von den Mönchen eines Klosters, dessen Gastrecht er anspricht, zurückgewiesen. Abermals ist es der Conflict der römischen Hierarchie mit der Freiheit, den der seines edeln Großohms würdige Neffe zum Gegenstand seiner Charakterauffassung und Seelenmalerei gemacht hat. Seine Bilder sind redende Denkmale derselben religiösen Freiheit, die Gottbold Ephraim Lessing so beredt vertheidigt hat. Wie verschieden sind doch die beiden Wege, welche zwei ausgezeichnete Maler unserer Zeit, die mit zwei hervorragenden einander innigst befreundeten Geistern des vorigen Jahrhunderts in naher verwandtschaftlicher Berührung stehen, eingeschlagen! Man vergleiche nur Lessing's Arbeiten mit denen Weit's in Frankfurt a. M., der ein Enkel Moses Mendelssohn's ist und der sich aus dem Städel'schen Museum nach Sachsenhausen zurückzog, weil er die Ausstellung Lessing'scher Bilder mit seiner römischen Betrachtung der Dinge nicht in Einklang zu bringen vermochte!

Ein Maler, der weder mit dem einen noch mit dem andern der eben genannten Meister die geringste Aehnlichkeit, aber nichts desto weniger eine große Berühmtheit erlangt hat, der gewiß einer der besten Geschichtsmaler geworden wäre, wenn ihn nicht die nie ruhenden Bestellungen zum Pferde- und Porträtmaler gemacht hätten, Hr. Professor Krüger nämlich, ist jetzt nach Petersburg gereist, um die Gemälde auszuführen, die Horace Vernet ungemalt gelassen hat. In Petersburg sind die Künstler bekanntlich sehr hoch geehrt, aber gewöhnlich bleibt es auch bei der bloßen Ehre, die in diesem Breitengrade

eine durstige Künstlerseele nicht erwärmen kann. Der Kaiser freilich läßt es an gutem Willen nicht fehlen, aber ehe dieser vom Haupte des Monarchen bis in die Hand desjenigen gelangt, der die Auszahlungen leisten soll, ist er förmlich erfroren, und der Lohn des armen Künstlers wird zu Wasser. So wenigstens ist es schon Vielen von George Daw bis zu Horace Vernet ergangen und namentlich die Franzosen sollen die Lust ganz verloren haben, in Rußland für die bloße Ehre zu malen. Krüger jedoch hat, wie es scheint, den Muth noch nicht aufgegeben, obgleich er selbst auch die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. So wird erzählt: Kaiser Nikolaus habe einmal befohlen, dem Maler zur Anerkennung eines seiner Werke, das Ersterer vom verstorbenen König von Preußen zum Geschenk erhalten hatte, eine kostbare, mit Brillanten besetzte goldene Uhr zu überreichen. Der Befehl war ertheilt und der Kaiser zweifelte nicht, daß sein Befehl ausgeführt sei. Von seinen Umgebungen zweifelte aber auch Niemand, daß der Kaiser nie Gelegenheiten haben werde, mit dem Maler Krüger über die kostbare Uhr zu sprechen. Indessen traf es sich, daß Nikolaus mit seinem Schwager, dem Prinzen von Preußen, das Krüger'sche Bild besah und diesem im Vorübergehen hinwarf, er habe nicht umhin gekonnt, dem Künstler wenigstens durch eine Uhr seine Dankbarkeit bezeigen zu lassen. Dies veranlaßte natürlich den Prinzen, bei seinem nächsten Zusammentreffen mit Krüger, diesen zu fragen, wie ihm das Geschenk des Kaisers gefalle? — Recht gut, antwortete der genügsame Künstler. — Haben Sie es wohl bei sich? Zeigen Sie es mir doch. — Und der zögernde Maler zog eine ganz ordinäre wohlfeile Uhr aus der Tasche, indem er begütigend hinzufügte: Man sagte mir, der Kaiser habe diese Uhr selbst getragen und dies mag ihr einigen Werth verleihen. Der Prinz lachte laut auf und da er den Zusammenhang errieth, so erbat er sich die Uhr und präsentirte sie seinem kaiserlichen Schwager mit der Frage, was er zu diesem, in seinem Namen dem Maler überreichten Geschenke sage? „Daran erkenne ich meine Pappenheimer“, soll der Kaiser geantwortet haben, der dem Prinzen nun wirklich seine eigene Uhr übergab, um bei dem Künstler wieder gut zu machen, was die russischen Kammerherren in gewohnter Naivetät zu ihrem eigenen Besten sich erlaubt hatten.

Der Marinemaler Gudin, von dessen Darstellung des Gedankens „Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser“ ich Ihnen bereits geschrieben, fordert für dieses Gemälde, das er hier in zwölf Stunden angefertigt haben soll, nicht weniger als fünf- und vierzigtausend Francs, d. h. also ungefähr tausend Thaler für die Stunde. Bekäme der Mann alle seine Stunden so bezahlt, so würde er bald die Staatsschuld seines Vaterlandes abtragen können.

Des obercensurgerichtlichen Urtheils ungeachtet sind die Gedichte Karl Beck's noch immer nicht im Buchhandel zu haben, wahrschein-

lich weit über die zur Ausmerzung bestimmten und einer Entschädigung überwiefsenen beiden Gedichte noch keine Einigung zwischen der betreffenden Buchhandlung und der Polizeibehörde stattgefunden.

Zu den vielen Vereinen, die wir schon hier besitzen, ist jetzt noch ein neuer gekommen, nämlich eine „englische Gesellschaft“, die sich die Aufgabe gestellt, das Interesse für englische Sprache und Literatur, so wie für das öffentliche Leben und die germanischen Institutionen Großbritanniens rege zu erhalten. Eine ähnliche Gesellschaft besitzen wir auch bereits für italienische Sprache und Literatur. Ja, es gibt hier sogar auch eine „spanische Gesellschaft“, zu deren Grundgesetzen jedoch die Bestimmung gehört, daß durchaus kein Spanisch in denselben gesprochen werden darf.

Der Verein zum Wohl der arbeitenden Classen hat sich jetzt constituirt, indem er seinen Vorstand und die demselben an die Seite gesetzten Repräsentanten gewählt. Unter diesen befindet sich Dr. Woeniger, und auch Dr. Nauwerk ist von vielen Stimmen zu einem der stellvertretenden Repräsentanten ernannt. Wir glauben jedoch nicht, daß der Verein eine große Wirksamkeit bekommen werde, da es ihm hierzu, ungeachtet der König fünfzehntausend Thaler angewiesen, an Mitteln gebricht und die Theilnahme sich bisher in gewissen sehr engen Grenzen gehalten hat. Iustus.

2.

Das Obergensurgericht, die Polizei und Karl Beck's Gedichte. — Woeniger und die Gewerbeausstellung. — Die Berliner Correspondenten. — Preussische Flotte, Colonien an der Musquitoküste. — Der Tractat mit Belgien, die deutschen Handelsconsuln in Amerika und die Zollvereinspolitik. — A. v. Bornstedt. — Sübner's „schlesische Weber.“

Das Obergensurgericht hat in einer Sitzung vom 29. October die neue Auflage der Gedichte von Karl Beck, welche hier in der Boffischen Buchhandlung erscheinen und bekanntlich gleich nach Vollendung des Druckes durch einen Machtspruch der Polizei als „gemeingefährlich“ confiscirt wurden, mit Ausnahme zweier Gedichte, der „verwaifeten Burschenkneipe“ und des „Ungarweines“, wovon das eine bereits früher unter sächsischer, das andere sogar unter preussischer Censur erschienen war, sämmtlich frei gesprochen. Das Erkenntniß selber ist schon in politischen Blättern mitgetheilt und braucht hier also nicht angeführt zu werden. Jedenfalls ist es eines der wichtigsten, welches das Obergensurgericht in seinem bisherigen Wirkungskreise abgegeben hat, und so wenig es uns auch möglich geworden ist, den Boden, auf welchem das Obergensurgericht steht, als einen unzweideutigen, unerschütterlichen Rechtsgrund zu betrachten, so müssen wir doch die Unparteilichkeit dieser Behörde in diesem Falle rühmend hervorheben, da wir wissen, daß die Maßregel der Beschlagnahme je-

ner Gedichte ganz direct von dem Minister von Arnim ausgegangen und das Obergericht also genöthigt war, diesem in Preußen allmächtigen Manne die Stirne zu bieten. Wir betrachten freilich die Gründe, welche das Obergericht seinem Erkenntniß beifügt, nicht sowohl als stetig folgernd aus Rechtsgrundsätzen, vielmehr sehen wir sie als Maximen an, die bei einem anderen Falle irgend eine beliebige Wendung nehmen können, allein demungeachtet ist es interessant, wie das Obergericht genöthigt wird, für censurfreie Schriften über zwanzig Bogen einen anderen Maßstab als für censurpflichtige zu fordern. Indem diese Behörde anerkennt, daß in Schriften über zwanzig Bogen noch nicht „gemeingefährlich“ sei, was in Schriften unter zwanzig Bogen so betrachtet werden müsse, gesteht sie selber zu, daß die sogenannte Gemeingefährlichkeit einer Schrift allerdings einem Polizeibegriffe entsprechend, aber jedem Vernunftbegriffe widersprechend ist, denn was muß das für eine sonderbare Gemeingefährlichkeit sein, die augenblicklich aufhört, sobald der Setzer anfängt, die erste Seite des einundzwanzigsten Bogens zu drucken! Das Obergericht fühlt selber, wie unhaltbar dieser formelle Maßstab für die Gemeingefährlichkeit einer Schrift ist, und macht der Polizei einen höflichen Knip, indem es sagt, zwar sei für Schriften über zwanzig Bogen ein anderer Gemeingefährlichkeitsmaßstab als für censurpflichtige anzulegen, allein dennoch könne beim Urtheil über jene der Maßstab für diese, wie ihn die Censurinstruction ausspricht, wenn nicht als Norm, doch als Anhaltspunkt dienen, und nach diesem „Anhaltspunkte“ verurtheilt das Gericht nun die beiden, bereits angeführten Gedichte, weil sie dem monarchischen Princip durchaus feindlich sind, und sucht in seinem Erkenntniß über Beck's Gedichte den Gemeingefährlichkeitsmaßstab der preussischen Polizei mit dem Nichtgemeingefährlichkeits-Standpunkt der Vernunft zu vereinen. Denn diesen hat es geltend gemacht, indem es die „Auferstehung“ vollkommen freigab. Aber es scheut sich, auch dieses unumwunden zu erklären, deshalb wird das Obergericht in diesem Erkenntnisse plötzlich ein ästhetischer Kritiker, es meint, diese Gedichte seien nicht gemeingefährlich, weil „der Gedanke durch das schwunghafte Gewand in ihnen sehr an Schärfe verliere“ und der Dichter durchaus nicht, wie es wohl in andern politischen Gedichten geschehe, — das Obergericht denkt an Heine und Hoffmann von Fallersleben, — auf das große Publicum wirken wolle. Mag das Obergericht immerhin der Ansicht sein, daß „der Gedanke durch das schwunghafte Gewand sehr an Schärfe verliere“, wir halten das Erscheinen der Beck'schen Gedichte im beschränkten Banne der preussischen Presspolizei für ein bedeutendes Ereigniß. Wenn man die „Auferstehung“ wird gelesen haben, so wird man erstaunt sein, wie solche Gedanken in dem loyalen Berlin, wo U. Kopisch und Fr. Förster die Poesie repräsentiren, haben gedruckt werden können und

man wird nicht bloß den neuen lebensvollen Aufschwung der Beck'schen Poesie mit Freude begrüßen, sondern dem jungen Dichter auch noch dafür Dank sagen, daß er den Muth gehabt hat, im Namen der freien Poesie dem beschränkten preussischen Presspolizeistandpunkte Concessionen zu erpressen, die nicht ohne Folgen bleiben können.

Sonst geht ein schrecklicher Hiatus durch das pretentiös-bewußtvolle Berliner Dasein. Es folgte eine Erschlaffung, wie sie immer nach einem Schwindel und Rausche folgt, und dieses Mal war nicht ein List, sondern eine Gewerbeausstellung die Ursache des Schwindels. Nur Hr. Wöniger scheint noch im Schwindel zu leben, er schreibt noch immer seine Berichte über die Gewerbeausstellung für die Nachener Zeitung und will damit, wie das schreckliche Gerücht geht, bis zur Eröffnung einer neuen Gewerbeausstellung unausgesetzt fortfahren. Wenn Sie übrigens wissen wollen, wie Berlin nicht ist, so lesen Sie nur die edelen, hier angefertigten Berliner Correspondenzen. Sie pflegen aus grundlosen Vermuthungen und subjectiven Traumbildern zusammengesetzt zu werden und den Zeitungsredactionen, denen sie entgegenflattern, von Berlin wenig mehr als einen Berliner Poststempel zu bringen.

Indessen redet man hier jetzt sehr viel von der Hebung und Consolidirung unseres transatlantischen Handels. In der Conditorei bei Koblane unter den Linden sagt Ihnen alle Abende ein Mann in grünem Frack mit blanken Knöpfen, daß die Friesen einmal sehr mächtig zur See gewesen sind und daß der große Churfürst von Brandenburg schon 1678 mit einem holländischen Kaufmanne, Namens Maulé, wegen Errichtung einer Flotte Unterhandlungen gepflogen hatte und jetzt haben wir 1844 und immer noch keine Flotte! Es nimmt in Berlin selbst der Ernst den Schein der Lächerlichkeit an; Sie brauchen nur an den seligen Nationalverein zu denken! Der Prinz Karl interessirt sich für die Begründung einer deutschen Colonie in Centralamerika an der Musquitoküste; vorläufig wählt man die Beamten aus, welche zuerst in die neue Colonie geschickt werden sollen, auch ist die Tafel bereits geschrieben, an der die Colonisten sobald sie die neue Heimath betreten, lesen werden: „Hier ist das Rauchen bei Gefängnißstrafe verboten.“

Doch zum Schluß noch ein ernstes Wort. Der Abschluß des Handelstractates mit Belgien, die Unterhandlungen, welche hier zwischen Brasilien und dem Zollverein stattfinden, die offen ausgesprochene Mißstimmung, mit der sowohl die französische Presse als der hanseatische Particularismus das belgische Bündniß aufgenommen haben, sprechen für die rege Bewegung, welche jetzt in der Zollvereinspolitik herrscht; aber nichts desto weniger dürfen wir Alles, was bisher geschehen ist und was noch projectirt wird, nicht zu hoch anschlagen, um uns nicht über unsere Stellung und unsere Bedürfnisse zu täu-

sehen. Wir reden schon von einer Flotte und gehen mit großen Colonisationsplänen schwanger, aber noch ist nicht das Kleinste gethan, unser Interesse in Nordamerika zu wahren. Es gibt in Nordamerika keinen Zollvereinsgesandten, der die vielen Lügen entkräftete, die dort über den Zollverein verbreitet werden. Den Landesconsulaten der einzelnen Regierungen fehlt dort aller Zusammenhang, sie verfolgen das bekannte deutsche System, welches am allerwenigsten Nordamerikanern imponiren kann. Was ist denn nun von allen hiesigen Colonisationsprojecten und von aller ungeheuren Flottenromantik zu halten, so lange noch das Erste fehlt. In Sachsen würde man aus alter Abneigung einen solchen Enthusiasmus „preussische Aufschneidererei“ nennen, allein wir sehen wirklich viele Lebendigkeit in unserer publizistischen, industriellen und handelnden Welt, nur dürfen wir fordern, wenn dieses Feuer nicht zur leeren Kohle verglimmen soll, daß auch die höhern politischen Sphären jene Geringschätzung ablegen, mit der sie lange genug die mercantilen Zustände zu betrachten pflegten, und daß dem Staate selber die handelspolitischen Fragen aus Nebensachen Hauptsachen werden. In wie fern dieses freilich in bürokratisch eingerichteten Staaten, wo das Handelsinteresse nicht vom nationalen, sondern mehr oder minder vom ständischen Gesichtspunkte aus betrachtet wird, möglich sein kann, ist hier nicht zu erörtern, aber wir weisen auf England hin, dessen Handelszustände nur deshalb so großartig angelegt werden konnten, weil sich der Staat ihnen gegenüber nicht, wie es kommt, bald spröde, bald indifferent, bald gnädig verhielt, sondern weil er sich an die Spitze derselben stellte und alle seine Macht anwendete, dem Handel Bahnen zu erobern und dadurch selbst an Macht zu gewinnen. Wollen wir deshalb zu einer achtbaren Handelspolitik gelangen, so dürfen wir, ohne unbescheiden zu sein, vom Staate weit mehr verlangen, als er bisher geleistet hat, und andererseits können wir von Projecten, mit denen einzelne Köpfe schwanger gehen oder die sich in Gesellschaften aussprechen, nur wenig erwarten. Während der Hr. Firmenich hier eine Schiffahrtsgesellschaft, über deren Wirksamkeit wir sehr im Unklaren sind und über deren Realisirung wir uns ganz bescheidene Zweifel erlauben, zusammenzutreiben sucht, bringt die Deutsche Allgemeine einen Artikel aus Boston, in dem die Vertretungslosigkeit unserer Interessen in Nordamerika auf das Schlagendste dargestellt wird. Könnten wir doch dieses Mal von dem Hrn. Kaumer, der aus Amerika zurückgekehrt ist, erwarten, daß er nicht über kleinlichen Rücksichten vergessen wird, die Wahrheiten auszusprechen, welche sich ihm in Amerika haben aufdringen müssen!

Hr. A. v. Bornstedt ist wieder nach Paris zurückgekehrt; er ist in seinen Bemühungen, den philosophischen Radicalismus Berlins für das Princip der französischen Legitimität zu gewinnen, wenig glücklich gewesen. Der Deutsche ist für einen solchen Theaterstreich doch zu

ehrlich und zu gedankenschwer. Uebrigens standen Hrn. v. Bornstedt bedeutende Mittel zu Gebote und er hat zulezt noch die Bekanntschaft mit der Berliner Polizei machen müssen.

Die Kunstausstellung wird morgen geschlossen. Trotz aller hinzuhaltenden Versicherungen haben wir das Gemälde Hübner's, die „schleffischen Weber“ nicht bekommen. Von dem Eigenthümer, einem bremischen Kaufmanne, war nicht die geringste Schwierigkeit gemacht, aber man hat in Berlin angefangen, überall communistiche Schreckbilder zu wittern. — *ß.*

III.

Aus Hamburg.

Nachschrift zum letzten Bericht aus Hamburg: Die Diction in Gukow's Pugatscheff. — Maria von Weber's Wiche.

— — — Auch der Sprache des Pugatscheff läßt sich viel Rühmliches nachsagen. Gukow hat zum ersten Mal die allgemeine Heerstraße der Poesie verlassen und schiffte im Luftballon des Verses. Seine Jamben sind großentheils kräftig und gedrungen. Man stößt freilich auch auf dunkle und schwülstige Phrasen, auf geschwollene Floskeln und aufgedunsene Bilder, doch sind diese gegen die wirklich schönen und originellen keineswegs überwiegend. Die verfänglichste und unverständlichste, selbst im Zusammenhange nicht klarer werdende Stelle im Pugatscheff ist die im dritten Acte (vierte Scene), als der Held des Dramas, in den Conflicten zwischen der Liebe zu seinem angetrauten Weibe Sophie und der ihm gewaltsam ausgebrungenen Hetmanstochter Ustinga, den Monolog hält:

„Was soll ich thun? Vielleicht noch wär es Zeit,
Von diesem blut'gen Spiele mich zu trennen —
Ich fühl's, nun geht es aufwärts, immer höher,
Zum schwindelnden Vergessen meiner selbst, —
Zum neuen Leben, wo das Schicksal Alles,
Das Frevelndste von mir verlangen darf —
Ich kann nicht folgen! Nein, Du guter Geist,
Der meine Pfade mich bisher geleitet,
Bleib' mir zur Seite, weiche nicht von mir!
Des Volks gerechte Sache hat gerufen
Und flammenglühend schlägt für sie mein Herz;
Doch daß man ihr sein Bestes opfern sollte,
Daß man im Drang der allgemeinen Noth
Sein eigen Herz selbst in die Flammen wirft
Und Weib und Kind dem Wohl der Freiheit opfert:
Das ist nicht wahr. Mag's die Geschichte sagen,
Mag's auch in tausend Heldenliedern leben!
Ich sage: Nein! Das hat sich nie begeben.

(Stürzt auf den Sessel nieder und verhüllt sein Angesicht.)

Grenzboten 1844. II.

54

Waison, so vortreflich er im Uebrigen den Pugatschew nahm und gab, beging hier überdies den Mißgriff, den Schluß des Monologes nicht etwa zweifelnd und grübelnd, im Tone des Schwankens und des eigenen Unglaubens zu murmeln, sondern ihn, vermuthlich um dem Autor Effect zu schaffen, mit klingendem Pathos in das Parterre zu werfen. Es blieb aber mäusehstill darin. In Paris wäre ein einziger Passus dieser Art hinreichend, einem sonst ausgezeichneten Stück den Todesstoß zu geben.

Ueber den feierlichen Empfang der Asche C. M. v. Weber's werden Sie das Ausführlichste in den politischen Blättern gefunden haben. Ich begnüge mich hier mit der Versicherung, daß dieser Act der Pietät für einen großen Todten wirklich ergreifend und würdig vorüberging. Die, welche bildliche Anschauung lieben, verweise ich auf einen bald erscheinenden Artikel der „Illustrirten Zeitung.“

IV.

Eine Rede von Böckh*).

Die alljährliche Wiederkehr solcher Festtage, welche durch öffentliche Reden zu feiern den Akademikern auferlegt ist, muß auch den rüstigsten und gewandtesten Wortführer endlich aus dem Fahrwasser und auf's Trockne bringen. Die Franzosen suchten in solchen Fällen sich durch die Blüthe des Ausdrucks, durch die Feinheit und Kraft der Anspielungen zu helfen, und es ist nicht zu läugnen, sie haben in dieser Kunst der vorgeschriebenen Gelegenheitsrede wahre Meisterstücke geliefert, die ganz um ihrer selbst willen gelesen und aufbewahrt werden. Die Deutschen pfl egten sich in die Tiefen der Gelehrsamkeit zu retten, sprachen von einer schweren Stelle in einem classischen Autor, untersuchten eine Alterthümlichkeit, und sückten dann das für den Festtag nöthige Lob in einem Schwall übertriebenster Redensarten an. Das mußte für gut gelten. — In ganz anderer Weise verfährt der treffliche Redner, dessen neuesten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrag wir hier ankündigen. Ihm fehlt es nicht an Kraft und Anmuth der Sprache, die er mit Feinheit und Sicherheit zu handhaben weiß; ihm fehlt es eben so wenig an Fülle der tiefsten Gelehrsamkeit, deren dunkelste Gegenstände an seinem Scharfblicke sich erhellten; aber das eine wie das andere wird hier zur Nebensache, er hat einen höheren und würdigeren Weg eingeschlagen: seine Gelegenheitsrede macht es sich zur Aufgabe, das Fest, das ihr zu fei-

*) Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben. Akademische Einleitungsrede von August Böckh. (Zur Feier des Geburtsfestes des Königs.) Berlin, 1844.

ern obliegt, durch das Aussprechen zeitgemäßer Gedanken, durch Kraft und Wahrheit geistigen Eindruckes zu verherrlichen. Wirklich hat Böckh seit einigen Jahren in dieser Weise, sowohl deutsch als lateinisch redend, das Vortrefflichste geleistet, was ihm von Allen, denen an fortschreitender Bildung gelegen ist, dankbar anerkannt werden muß.

Auch die gegenwärtige Rede: „Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben“, greift wieder muthig und stark in unsere allgemeinen Beziehungen ein, zeigt ohne Scheu, welche Richtungen zum Licht und Heil, welche zum Dunkel und Schaden führen, und hält gleichwohl seine Ausführung ganz in dem wissenschaftlichen Element, aus dem er für seine Bemerkungen fruchtbaren Stoff und schlagende Beispiele genug zu ziehen versteht. — Schon in früheren Vorträgen dieser Art haben wir den hohen und freien Standpunkt bewundert, den dieser Redner in Betreff der Körperschaft behauptet, in deren Auftrag und Mitte er spricht. Er spricht in der Akademie, er spricht als ihr Mitglied, aber er steht dabei hoch über ihr. Er ist zu geistvoll und zu freisinnig, um nicht einzusehen und zu bekennen, wie schwach es eigentlich mit dem Akademienwesen heutiges Tags bestellt sei, wie wenig diese Gesellschaften noch leisten, wie sehr ihr Ansehen gesunken ist und fast nur einzig noch in dem vom Staate ihr geliehenen besteht. Die Wissenschaften gehen ihren eigenen Gang, der selten sich durch das Gehege einer Akademie zieht; alle großen und bedeutenden Werke des Geistes und der Gelehrsamkeit in den letzten fünfzig Jahren sind außer halb jenes Geheges entstanden, vielleicht dicht nebenan, aber unbekümmert um die Preisfragen und Preise, und noch unbekümmert um die weisen Aussprüche, welche von dorthin sich anboten. Die Berliner Akademie insbesondere hat das Unglück gehabt, durch ungeschickte Preisfragen und Handlungen früh sich auszuzeichnen. Das schwache Benehmen, als ihr Präsident Maupeou sie mißbrauchte, gegen seinen vermeinten Feind König ein so ungerechtes als unbefugtes Urtheil sprechen zu lassen, ist ein in der gelehrten Welt unvergessenes Aergerniß, und in frischem Andenken noch steht, daß Fichte und Hegel von ihr zurückgewiesen wurden, dagegen freilich Friedrich Nicolai Mitglied war. Die Zurückweisung jener Beiden hat Böckh selbst in einer früheren Rede mit edler Freimüthigkeit bedauernd gerügt, was ihm freilich vom engherzigen Corporationsgeiste sehr verübelt worden. —

Was kann alles Gleifen, Vertuschen und Verschönigen helfen? Auf die Dauer gewiß nicht, die Zeit deckt unerbittlich alle Gebrechen auf, sowohl der Einzelnen, als des Allgemeinen, und die Wahrheit tritt siegend hervor; so in unseren Tagen gerade auch die Wahrheit, daß die Akademien sich überlebt haben und nur noch ein bloß äußerlich zusammengehaltenes, so zu sagen ein Gnadensein haben, das frei-

lich in dieser Gestalt noch eine lange Weile fortbauern mag. Ein bedeutender Forscher und Gelehrter bringt allerdings Ehre und Ansehen dem Vereine zu, aber die Ehre und das Ansehen, die er von demselben erhält, dürften ihn schwerlich sehr fördern! — Böckh fühlt dieses Verhältniß der Akademie lebhaft und spricht es mit edlem Selbstgefühl aus; er und jeder Tüchtige kann auf den falschen Glanz verzichten, der echte strahlt um so heller. Das Gute und Richtige, was er über die reine Liebe zu den Wissenschaften sagt, die in dem Stifter der Berliner Akademie waltete, wird kein irgend Einsichtiger bestreiten wollen. —

Als Probe seiner freimüthigen und kräftigen Darstellung führen wir an, was er über zwei verstorbene, berühmte Mitglieder der Berliner Akademie sagt: „Unbekümmert — heißt es Seite 19 — um die, welche für ihre und unsere Freunde und große Gelehrte eine unbedingte Verehrung in Anspruch nehmen und die Erwähnung einer menschlichen Schwäche, auch wenn sie um der Sache willen, und nicht um die Person zu beeinträchtigen geschieht, gleich zu einer Verletzung der Pietät stempeln, wird erlaubt sein, anzuführen, wie zwei als Geschichtschreiber ausgezeichnete ehemalige Mitglieder dieser Akademie, die auch dazu noch Staatsmänner waren, sich über ihre Zeit geirrt haben. Johannes von Müller, nachdem er lange die Napoleonische Herrschaft mit den Waffen der Rede bekämpft hatte, weißagte in ihrer unüberwindlichen Befestigung nach der Besiegung Preußens ein neues goldenes Zeitalter; Niebuhr fand in der Julirevolution den Untergang der humanen Bildung und den Einbruch der Barbarei. Beide sind schon durch die nächsten Jahre widerlegt worden, die Hoffnungen des Einen, wie die Befürchtungen des Andern.“ Solches offene Darlegen ehrt den Sprechenden wie die Hörer, vorausgesetzt, daß diese im Gefühl eigener Stärke sich ebenfalls auf den Standpunkt des Redners zu erheben wissen, nicht lieber auf dem der Schwäche ehemaliger Genossen zurückbleiben! — Böckh spricht sodann gegen die Befangenheit, welche eine Verschlimmerung der Sitten bei nicht zu läugnender Vorschreitung der Erkenntniß und Wissenschaft zu finden glaubt, um nicht von denen zu reden, welche die Quelle des eingebildeten Uebels gar in dem Wissen selbst suchen. Er läugnet diese Verschlimmerung der Sitten, er weist auf das Mittelalter hin, „das gepriesene Mittelalter, in welchem die Sittenlosigkeit massenhaft erscheint“, und auf die späteren Jahrhunderte, wo der Laster und Verbrechen entschieden mehr waren, als in unserer Zeit. Er sagt sehr schön und wahr: „Nur durch den Geist kann sich das menschliche Geschlecht vorwärts bewegen, die Thätigkeit des Geistes aber ist das Wissen. Freilich muß dieser Geist ein heiliger sein; aber die Heiligung liegt nicht in dem starren Dogma, sondern auch das religiöse Bewußtsein muß sich fort-

während reinigen und verklären, sonst würde aller Fortschritt verneint, bis eine neue Offenbarung erschiene.“ — Daß der Redner, dem Anlasse gemäß, das Lob des Königs in gebührender Weise seinem Vortrage einverleibt, versteht sich von selbst. Er thut dies in reiner, herzlicher Anerkennung der jeden Eigenschaften des geistreichen Fürsten, und die Lobesworte, an sich schon durch Wahrheit und Würde getragen, empfangen eine noch höhere Bedeutung durch den Freimuth, der auch in nächster Nähe so scharf zu tadeln und zu rügen weiß. —

Solche Vorträge verdienen in der That ein freieres und schöneres Leben, als das in den dicken Bänden der Schriften der Akademie eingeschlossene; sie winden sich los von der schweren Masse und fliegen auf eigenen Schwingen in den großen Verkehr der Nation, wo sie ihrer guten Aufnahme versichert sind! — X.

V.

N o t i z e n.

Der Rheinische Beobachter. — Mormona, von Kühne. — Sieben Jesuiten. — Der heilige Rock und was drum und dran hängt. — Sylvester Jordan; ein Kunststoff. — Mittel gegen Censurleiden. — Erklärung.

— Professor Bercht's „Rheinischer Beobachter“ führt einen ganz eigenthümlichen Ton, sowohl wenn er Nachrichten, wie wenn er Berichtigungen bringt. Bercht will über den Parteien stehen und nur der „Wahrheit“ dienen. Wenn er es einmal wagt, gegen Oben so schneidig und schartig zu sein, wie er's gegen Unten ist, so wollen wir an seine deutsche Geradheit und Wahrheitsliebe glauben. Aufgefallen ist uns in letzter Zeit unter vielem Andern eine Berichtigung, die der Rheinische Beobachter aus Frankfurt am Main zu Gunsten des Senats gegen Dingelstedt's Monumententhüllungsberichte in der Augsburger Allgemeinen brachte. Da war ein boshaftes Züngeln mit „Herr Hofrath“ und „Herr Nachtwächter“, welches der Professorwürde des Rheinischen Beobachters am wenigsten ansteht. Der Berichtiger schien Dingelstedt bedeuten zu wollen, daß man jetzt, bei Liberalen, wie bei Aristokraten, gegen ihn im Vortheil sei, und gleichsam zu flüstern: „Sie sind jetzt Hofrath, Herr Dingelstedt, und haben gar kein Recht mehr, gegen Autoritäten zu schreiben. Sie müssen nicht glauben, daß Sie noch der kosmopolitische Nachtwächter sind.“

— Eine neue kleinere Production von Kühne finden wir, wo man sie gewiß am wenigsten gesucht hätte, in Theodor Hell's „Penelope“ für 1845. Wie kommt dieser Tieffinn in das goldschnittblinkende Taschenbuch? — Die Grafen de la Torre im Piemontesischen standen von je in einem seltsamen Verhältniß zu den Waldensern, deren

Bergasyle an den gräflichen Stammsitz grenzen. Während sie bekehrungsflüchtig die Keger verfolgten, war es fast immer ihr Schicksal, vom „Geist der Berge“, der gewöhnlich in Gestalt eines wunderbar schönen Mädchens auftrat, gefangen zu werden. Die Verbindungen, die daraus entstehen, enden unglücklich, und eine waldensische Ahnfrau, die auf dem Todtenbette noch zur Keker zurückkehrte, spukt im Schlosse. Der selbsterzählende Held der Novelle war, aus Vorsicht, in einem genuessischen Kloster erzogen und ein Muster von Frömmigkeit geworden. Doch ist diese Frömmigkeit eine tiefere und christlichere, als sein Vater und die Pfaffen ihm einflößen wollten. Auch ihn überkommt der Geist der Berge in der Gestalt Mormona's, allein er ruft keinen innern Zwispalt hervor bei dem Sohn der neuen Zeit. Der junge Graf liebt und heivathet Mormona, ohne an seinem Glauben irre zu werden, oder mit argwöhnlichem Eifer die Rechtgläubigkeit seiner Gemahlin zu bewachen. Nur am Starsinn, an den unglückseligen Erinnerungen seines Vaters und an der sorglos naiven Heiterkeit der Waldenserin geht sein schönes Lebensglück zu Grunde; Mormona stirbt, aber auf dem Todtenbette ergibt sie sich, von dem milden Sinn ihres Gatten bekehrt, aufrichtig der römischen Kirche. Damit ist, für den alten Grafen, die Geistlichen und Domestiken, der Fluch des Hauses gelöhnt. Für uns und den jungen Grafen lag die Sühne schon anfangs in dem überlegenen, echt menschlichen Sinn, mit welchem dieser, vom katholischen Standpunkt aus, das Verhältniß der Mutter Kirche zum Waldenserglauben auffaßt. Ihm ist der letztere die Religion des kindlich heitern Natursinnes, der genügsamen Einfalt, die Nichts weiß und wissen will von dem Sündenschmerz und Bußbedürfniß der verderbten Welt; die Waldenser beten auch nur zum lebenden und lehrenden, nicht zum peinvoll sterbenden Christus. Der Katholicismus ist ihm der Glaube des Menschen, der auf höherer Lebens- und Entwicklungsstufe steht, der sich zu reinigen hat von der Sünde oder doch von ihrem Anschauen. Ueber diese Nothwendigkeit hinaus ist la Torre, als guter Katholik, noch nicht gekommen, aber er verdammt den sinnlosen, pfäffischen Blutzdurst, der aus Naturkindern mit Gewalt bußfertige Creaturen machen will. — Mormona selbst ist übrigens eine Figur von reizender Erfindung und bis zu Ende mit sehr feiner Hand gezeichnet.

— Die Jesuitenfreunde in Luzern ermahnen das Volk, ja kein Veto gegen die Berufung von sieben Jesuiten zu erheben, weil die Zahl Sieben eine heilige sei! Pius der Siebente habe den Orden der Gesellschaft Jesu wieder eingesetzt, sieben Gaben besitze der heilige Geist u. (Sie vergessen das Sprichwort: Sieben ist eine Lüge.) Solche Argumente beweisen nur, daß der Großrath von Luzern gewiß

nicht aus Jesuiten besteht — sonst wäre er schlauer — eher, daß er selber schon den Verdummungsproceß durchgemacht hat, den er mit den Luzernern vornehmen lassen will.

— Der heilige Rock in Trier war heinache schon vergessen, als die Ultramontanen so ungeschickt waren, die Sache wieder aufzurühren. So hat denn sogar die Polizei als „radicale Kritik“ auftreten müssen und mit sehr unsanfter Hand einige grobe Wunder, die der heilige Rock begangen, aufgedeckt. Auch das bekannte Schreiben Ronge's hat eine erhöhte Wirkung bekommen durch den wunderlichen Brief des Breslauer Domcapitels an den Bischof von Trier, worin es in allem Ernste unter Andern heißt, „der Lasterer und Frevler“ (Ronge) habe das heilige Kleid „mit allem Schmutz der Zeit beworfen“, er habe dieses Heiligthum in Stücke gerissen, „welches sogar die Henker unter dem Kreuze aus frommer Ehrfurcht ungetheilt ließen.“ Diese apodiktische Sprache ist den deutschen Katholiken doch zu stark; und man hört von vielen Seiten, daß Ronge's Schreiben in katholischen Gemeinden mit der größten Begeisterung gelesen werde. Wenn man fast eine große Sonnenfinsterniß und einen neuen Religionskrieg fürchten möchte, weil die Deutschen bei aller Philosophie und Gelehrsamkeit noch so wenig aus den theologischen Windeln heraus sind, so kann man sich mit der Bemerkung trösten, daß zwar der Protestantismus immer katholischer, aber der Katholicismus immer protestantischer wird. Die Jesuiten und ihre Propaganda werden dieser Zeit noch einen schweren Stand bereiten, aber siegen gewiß nicht. Wenn sie nur ordentlich zur Macht kommen, dann darf man einer gewaltigen Reaction, die vom deutschen Katholicismus selbst ausgehen wird, entgegensehen. Vielleicht braucht Deutschland eine solche Pferdekur, und die schlecht verharschte Narbe muß noch einmal aufgeschnitten werden, damit sie gründlich heilen kann. Aber wehe den Chirurgen!

— Man liest in den Zeitungen, daß Sylvester Jordan's Sohn auf dem Todtenbette lag, daß der gefangene Vater ihn noch einmal zu sehen verlangte und daher, von Gensdarmen mit geladenen Gewehren bewacht, an das Sterbelager des Sohnes geführt ward. Schade, daß dies nicht vor einigen Monaten vorfiel! vielleicht hätte irgend ein deutscher Künstler die ergreifende Scene gemalt, und wir würden auf der Berliner Ausstellung ein großes Kunstwerk mehr, ein Zeugniß mehr von der weltbezwingenden Kraft des deutschen Genius bewundern können. Indeß würde der Gegenstand vielleicht noch mehr gewinnen, wenn er, dramatisch behandelt, als Scene in einem modernen Lust-, Schau- oder Trauerspiel vorkäme. Das Stück würde freilich, aus Zartgefühl,

nicht in Cassel, aber doch an den übrigen deutschen Hofbühnen gegeben werden, wo man für die Hebung des nationalen deutschen Dramas so bemüht ist. Wir können die Directionen im Voraus versichern, daß die Scene ungemeinen Effect machen, daß sie allein die Casse füllen würde; sicherer, als die bekannte Scene in *Kabale und Liebe*, welche ebenfalls auf dem romantischen Boden der tapferen Catzen spielt; denn unser Volk hat seit Schiller's Tagen ungeheuerere Fortschritte gemacht, auch im Geschmack und Kunstsinne. Es sind uns noch mehrere gemeinnützige Ideen eingefallen, als wir jene Zeitungsnachricht lasen; doch theils haben wir sie vergessen, theils fehlen uns Zeit und Raum, um sie hier vorzutragen. Nur so viel erinnern wir uns, daß wir uns vornahmen, keine russischen Anekdoten mehr mitzutheilen. Denn wir schämen uns.

— In B. pflegte ein Redacteur seinen Censor, einen hypochondrischen Gelehrten, eigenthümlich zu behandeln. Er bestach ihn. Mit Champagner? Mit Dukaten? Mit Schmeicheleien? Umgekehrt. Bier- und zwanzig Stunden, ehe dem Censor ein Probebogen zukam, wurden ihm stets einige Flaschen Selterwasser geschickt. Das wirkte. Später durfte der Redacteur nur das Wort: Selterwasser! auf den Censurbogen schreiben, — und siehe da, der Gelehrte hatte eine viel freiere Weltanschauung. Er streich sehr wenig.

— Erklärung. Die Grenzboten (achtes Heft, II. Semester 1844) melden in einem Briefe aus Wien, daß der Verfasser der eben in Leipzig (bei Liebeskind) erschienenen Dichtung: „Auf nach Norden!“ mit der Gräfin Hahn-Hahn das traurige Schicksal theilen müssen, in Folge einer Dieffenbach'schen Cur, der er sich vor einigen Jahren unterzog, zu erblinden. Im Interesse der Wahrheit und im Gefühl inniger Dankbarkeit gegen Dr. Dieffenbach fühle ich mich verpflichtet, hier zu erklären, daß jene Angabe auf einem Irrthume beruht, da mein linkes Auge, welches wirklich während der Anwesenheit des erwähnten Doctors in Wien wegen sehr starken Schielens von ihm operirt wurde, vollständig in seine normale Lage zurückgekehrt ist und ich seitdem meine Sehkraft, welcher auch nach dem Ausspruch kompetenter Aerzte bei gehöriger Schonung durchaus keine Gefahr droht, bedeutend erhöht finde.

Wien, im October 1844.

Eginhard.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.